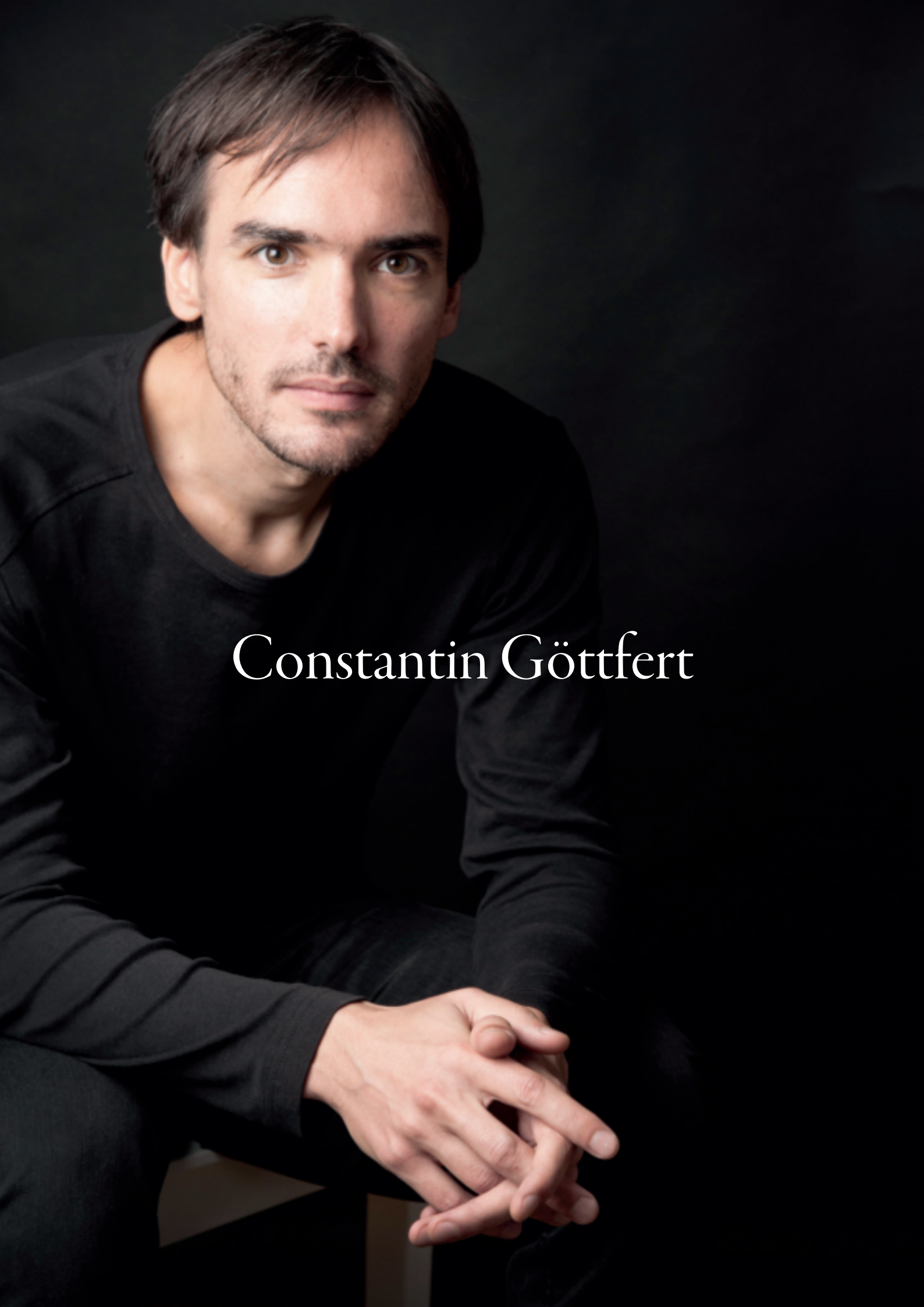


A portrait of Constantin Göttert, a man with dark hair and a light beard, wearing a black long-sleeved shirt. He is sitting and looking directly at the camera with a neutral expression. His hands are clasped together in his lap. The background is dark and out of focus.

Constantin Göttert

DIE SUCHE NACH DER FREIHEIT

Vier Jahre Recherche und Schreibarbeit widmete der Schriftsteller Constantin Göttert seinem zweiten großen Roman „Steiners Geschichte“, erschienen 2014 bei C.H. Beck. Auf knapp 500 Seiten begibt er sich – gemeinsam mit seiner Hauptfigur Ina – auf Nachforschungen über eine Vergangenheit, die aus unserem Geschichtsbewusstsein keine 70 Jahre später ausgelöscht zu sein scheint: Die Vertreibung der Karpatendeutschen aus der Slowakei nach dem Zweiten Weltkrieg. Schauplatz der Handlung ist das Grenzgebiet an der March, dort ist auch der Autor aufgewachsen. Es ist ein Roman über Grenzen und Grenzüberschreitungen, über die Suche nach einer Freiheit, die ohne Bewusstsein für die Vergangenheit nicht möglich zu sein scheint.

TEXT Gudrun Tielsch FOTOS Nina Goldnagl

U nser Zusammen-
treffen ist zwischen
Lesereisen und
Frankfurter Buch-
messe, wo Constantin Göttfert
sein jüngstes Werk vorstellen
wird. Ich freue mich, dass er sich
ausgiebig Zeit nimmt für unser
Gespräch. Gerade habe ich es
geschafft, seinen Roman fertig
zu lesen, und bin noch ganz
erfüllt von den Schatten und der
Düsternis einer verschwiegene
Familiengeschichte, da empfängt
mich der Autor mit seiner Aus-
geglichenheit und Fröhlichkeit.
Das Interview wird zu einem
assoziativen Austausch über
Sprache, das Schreiben, Heimat,
Grenzeindrücke und die Not-
wendigkeit, ein Notizbuch bei
sich zu haben.

*Herr Göttfert, Ihr Roman „Steiners
Geschichte“ spielt zum größten Teil
im Marchfeld, genauer gesagt an
der March. Ich als Wienerin assozi-
iere die Gegend mit Gemüseanbau.
Sie sind dort aufgewachsen. Was
sind Ihre prägenden Erinnerungen
und Eindrücke?*

Die March bildet wie viele
Flüsse eine Grenze. Heute ist
es die Grenze zwischen Ös-
terreich und der Slowakei, in
meiner Kindheit war es jene zur
Tschechoslowakei. Die March
bedeutete aber damals mehr als
nur eine Grenze, sie war Teil des
Eisernen Vorhangs. Ich bin mit
dem Gefühl großgeworden, dass
jenseits der March irgendetwas
Bedrohliches ist. So sind wir
aufgewachsen. Wir durften zwar
am Fluss entlang gehen, aber
niemals baden. Über dem Fluss
waren Wachhäuser, überall. Man
hat Soldaten gesehen, Jeeps,
es war eine schwer bewachte
Grenze, dort wurde scharf
geschossen. Immer hieß es:
Aufpassen! Da drüben ist die

Gefahr! Das war auch die Zeit,
wo die Leute bei uns Bunker
gebaut haben. Es war ja auch
in gewisser Weise konkret,
da alles so nah war. Dann ist
der Eiserne Vorhang gefallen.
Endlich war sie da, die Befrei-
ung. Ein großes Fest. Doch noch
im gleichen Jahr – die Wachhäu-
ser auf der slowakischen Seite
waren noch nicht mal wirklich
abgebaut – beginnt man auf der
österreichischen Seite mit der
Errichtung von Wachhäusern.
Es war absurd. Nicht jenseits,
sondern diesseits der Grenze pa-
trouillierten jetzt Soldaten. Die
Angst vor dem Osten saß tief in
den Köpfen. Das ist heute auch
wieder so. Oder immer noch so.
Österreich hat mittlerweile nicht
mal mehr EU-Außengrenzen,
dennoch sind z.B. die burgenlän-
dischen Grenzen stark bewacht,
und wieder sind die Patrouillen
gegen Flüchtlinge gerichtet.
Auch an der March gab es bis
2011 wieder Soldaten. Als ich
den Roman geschrieben habe,
war im Ö1-Mittagsjournal ein
Bericht über den sogenann-
ten Grenzeinsatz. Es wurden
Grundwehrdiener mit Nacht-
sichtgeräten ausgerüstet und
Gewehren, die hatten natürlich
nicht den Auftrag zu schießen,
aber es sollte wohl abschreckend
wirken. Nun hat man festgestellt,
dass dieser Einsatz eine Lawine
an Geld kostet und hat daher
eine Studie in Auftrag gegeben,
ob das sinnvoll ist. Dabei kam
heraus, dass es nicht sinnvoll ist.
Aber der Verteidigungsminister
meinte, dass das subjektive Si-
cherheitsgefühl der Bevölkerung
ausschlaggebend ist, und daher
sei der Einsatz notwendig. Ich
habe mir gedacht: Wie geht
das? Die Bevölkerung hat mehr
Angst vor Flüchtlingsfamilien
aus Afghanistan oder dem Irak

als vor 18-Jährigen, die mit
Sturmgewehren herumlaufen?
In den 90ern war klar: Die
Gefahr kommt aus dem Osten.
Jetzt ist die Grenze offen, jetzt
kommen die Einbrecher. Heute
ist es eher so: Die Flüchtlinge
sind die Gefahr. Es ist immer die
Angst vor dem Unbekannten.
Das ist eine Grundstimmung,
die ich von klein auf mitbekom-
men und beobachtet habe.

*Das klingt, als hätte man in der
Region die Öffnung der Grenze
vorerst als den Wegfall eines
Schutzwalles empfunden. Gab es
keine Neugierde, keine Offenheit
gegenüber der Nachbarschaft?*

Wenig. Es ist paradox, denn
diese Gegend war vor der Er-
richtung des Eisernen Vorhan-
ges eins. Meine Großmutter hat
erzählt, es gab eine Hebamme,
die hat – egal, auf welcher Seite
der March – die Kinder zur Welt
gebracht. Einmal hat sie Slowa-
kisch gesprochen und einmal
Deutsch, die Leute konnten beide
Sprachen. Der Eiserne Vorhang
hat vor allem eine ideologische
Grenze gezogen, Kommunismus
versus Kapitalismus. In den
90ern, als die äußere Grenze
wegfiel, war das natürlich immer
noch in den Köpfen. Es gab
dieses Denken: Wir sind als Ös-
terreicher wertvoller als die im
Osten. Da drüben gibt es zwar
nix, aber man kann es billiger
kaufen. Es war erstaunlich, wie
schnell man im Osten einen
Ausverkauf gesehen hat. An der
Grenze sind auch ganz schnell
Bordelle errichtet worden.
Wenn man zu den Leuten gesagt
hat, man fährt nach Bratislava,
dann wurde selbstverständlich
angenommen, man fährt ins
Puff. Es war klar, dass man dort
nicht hinfährt, um sich etwas
anzusehen, weil in den Köpfen

A portrait of a man with dark hair and a light beard, wearing a black long-sleeved shirt. He is looking over his left shoulder towards the camera. The background is dark and out of focus.

*„Bei einer guten Metapher
kann man das Abstrakte
im Konkreten erkennen.“*

der Leute es dort ja nichts gab. Das kennt man nicht, und es gibt dort nichts, so war das. Heute hat sich schon vieles verändert. Dennoch: Ich habe kürzlich nach einer Wanderkarte der Kleinen Karpaten gesucht. Der Verkäufer wusste nicht, wo die Kleinen Karpaten sind. Dabei sind sie nur 50 km entfernt. Hätte ich nach den Hohen Tauern gefragt, hätte er es gewusst. Die Slowakei ist nach wie vor hier sehr unbekannt.

Es wurde nicht nur eine geografische und ideologische Grenze gezogen, sondern auch eine historische. In „Steiners Geschichte“ thematisieren Sie die Vertreibung der Karpatendeutschen aus den slowakischen Gebieten. Mit dieser Vertreibung ist eine Auslöschung passiert.

Ja, es war für die Betroffenen nicht nur ein materieller Verlust. Es wurden Straßen und Ortsnamen umbenannt, Grabsteine entsorgt, es wurde alles getan, um den Eindruck zu erwecken, dass dort nie Deutsch sprechende Menschen gewohnt haben. Heute ist es nicht mehr wie im Kommunismus, wo diese Vertreibung verschwiegen wurde. Es gibt eine junge Generation

von Historikern, die sich dieses Themas annimmt. Dennoch: Viele Leute wissen gar nicht, dass dort Deutsche gewohnt haben. Auch bei uns wird über diese Vertreibung wenig erzählt.

Ihr Roman spielt in der Gegenwart. Die Hauptfigur Ina lebt mit dem Lehrer Martin zusammen. Ina ist die Enkelin von Steiner, einem Vertriebenen. Die Familiengeschichte wurde verschwiegen oder verfälscht. Nach Steiners Tod wird Ina schwanger. Um sich und ihrem Kind eine Zukunft zu geben, will sie mehr über ihre Vergangenheit erfahren. Wie kamen Sie auf diese Geschichte?

Ich hätte mich nie über dieses Thema zu schreiben getraut, wenn ich nicht selbst betroffen wäre. Insofern fühle ich mich mit Ina verbunden. Es gab diese Sprachlosigkeit der eigenen Geschichte gegenüber. Einerseits wurde nichts erzählt und man wurde zum passiven Rezipienten dieser Vertreibung, andererseits waren Dinge da, Reliquien möchte ich es fast nennen, die wurden abgestaubt und hergezeigt. Und gleichzeitig wurde nicht erzählt, warum die da überhaupt sind.

Ina bemerkt nach dem Tod ihres Großvaters, dass sie als Enkelgeneration von den Erlebnissen ihres Großvaters betroffen ist. Steiner war immer zermürbt, bis an sein Lebensende, und Ina konnte nie genau fassen, warum. Auch ihre Eltern litten unter diesem Trauma. Um ihr ungeborenes Kind zu schützen, sucht sie nach einer Lösung. Sie glaubt, dass sie diese Geschichten, diese Geschichte erfahren muss, um das Trauma nicht weiter zu vererben. Sie sucht nach Konkretem. Nach dem Hof, den ihr Großvater besessen hat. Nach sinnlichen Eindrücken. Ich glaube, dass viele, die solche unerlösten Geschichten haben wie z.B. Vertreibung, einen konkreten Eindruck brauchen. Das hilft. Nach einer Lesung hat mir jemand geschrieben, er hätte jetzt ein Gesicht bekommen für diese Geschichten, die ihm nicht erzählt worden sind.

Ina stößt aber auf schwierige Geschichten.

Ja, aber auf konkrete. Und das verschafft ihr Erleichterung. Außerdem ist ihre Suche erfolgreich. Denn sie findet den Hof und sie bricht das Schweigen

„Wie geht das? Die Bevölkerung hat mehr Angst vor Flüchtlingsfamilien aus Afghanistan oder dem Irak als vor 18-Jährigen, die mit Sturmgewehren herumlaufen.“

ihres Vaters. Natürlich gibt es deswegen keine große Versöhnung und alle sind glücklich. Das wäre zu einfach.

Braucht sie die konkreten Geschichten der Familienvergangenheit für ihre Identität?

Die Suche hat auch mit einer Identitäts- und Heimatlosigkeit zu tun, die sie als Kind mitbekommen hat. Ihr wurde ja immer gesagt: Da, wo du lebst, ist nicht deine Heimat. Unsere Heimat ist jenseits der March. Drüben. Aber das gibt es nicht mehr. Sie wächst damit auf, dass Heimat etwas ist, was verloren ist, was es nicht gibt. Sie sucht damit auch eine Identität.

Braucht man Heimat für Identität?
Nein.

Im Roman schon.

Ina braucht eine Herkunft. Etwas Fassbares, Unverfälschtes.

Das Wort Heimat ist zu einem schwierigen Begriff geworden. Man traut es sich kaum auszusprechen.

Aus gutem Grund. Ebenso das Wort Vaterland. Wieso Vater?

Dennoch hat es für die meisten Menschen große Bedeutung. Es gibt viele, die sagen: Meine Heimat ist Europa oder mein soziales Umfeld, die Wissenschaft oder die Sprache.

Hatten Sie nie eine Verbundenheit zu Orten?

Als ich im Ausland war, da hatte ich eine Verbundenheit zu Österreich (*lacht*). Das hatte aber weniger mit einem Flecken Erde zu tun als mit den Menschen, denen man nahe ist, wo man sich gut aufgehoben fühlt. Man fühlt sich dort wohl, wo man sich verstanden fühlt.

Was war für Sie die größte Herausforderung beim Schreiben von „Steiners Geschichte“?

Wie der Titel ja schon sagt: Es ist nicht nur Steiners persönliche Geschichte und die seiner Familie, sondern es betrifft die Historie, die gesamte Vertreibungsproblematik. Da gerät man ganz schnell in ein Minenfeld. Ich habe sehr, sehr viel recherchiert, habe gelesen, was ich zu dem Thema finden konnte, war im Karpatendeutschen Museum, im Jüdischen Museum, habe mit vielen Leuten gesprochen. Man

muss höllisch aufpassen, dass man klar bleibt und politisch nicht in eine falsche Richtung gedrückt wird. Das war mir extrem wichtig. Es gibt Vereine, die sind nicht gerade liberal, damit habe ich meine Erfahrungen gemacht. Trotzdem darf man nicht sagen: Die waren alle Nazis. Es gab genauso Widerstandskämpfer. Es gibt die Geschichte – und ich erzähle sie auch in meinem Buch – von einem jüdischen Händler, der zuerst von den Nazis als Jude ins KZ gesteckt wurde. Er hat überlebt, kommt zurück und wird dann erneut vertrieben, weil er aufgrund seiner Sprache als Deutscher gilt.

Der Ich-Erzähler des Buches, Martin, ist Lehrer. Was haben Sie für ein Verhältnis zur Schule?

Ein schwieriges. (*lacht*). Ich habe mal versucht Lehrer zu sein. Ich finde es richtig, dass man jungen Menschen etwas beibringt, dass man sie vorbereitet. Aber die Art, wie es gemacht wird, finde ich nicht gut. Da sitzen 30 Menschen in Reihen, vorne ist eine Uhr, die Gegenstände und die Zeit werden in Blöcke eingeteilt. Immer zählt nur die

„Ich glaube, dass viele, die solche unerlösten Geschichten haben wie z.B. Vertreibung, einen konkreten Eindruck brauchen. Das hilft. Nach einer Lesung hat mir jemand geschrieben, er hätte jetzt ein Gesicht bekommen für diese Geschichten, die ihm nicht erzählt worden sind.“



*„Ich war wirklich
traurig an dem
Tag, an dem das
Buch erschienen ist.
Die Leute haben
mir gratuliert, aber
für mich war es ein
Abschied.“*

Disziplin. Es geht darum, dass Hausübungen gemacht werden, dass nicht geschwätzt wird, keine blöden Fragen gestellt werden, Befehle befolgt werden. Das ist menschenunwürdig, so kann man nichts aufnehmen. Wirklich ärgerlich ist die Art, wie viele Lehrer mit Kindern sprechen. Das ist so respektlos. Ich habe oft Lehrer beobachtet, die zu Kindern sagen: Du kommst nach der Pause zu mir. Oder: Du trägst mir die Tasche rauf. Selbstverständlich werden Kinder unterbrochen, wenn sie sprechen. Wer würde so mit Erwachsenen umgehen? Natürlich gibt es auch tolle Lehrer, und man muss gestehen, dass es Lehrer auch nicht leicht haben.

Das bestehende Modell kommt aus dem militärischen System.

Ja, das spürt man. Bei mir war es eine Vernunftüberlegung, Lehrer zu werden, die das Unvernünftigste überhaupt gewesen wäre. Ein vermeintlich sicherer Beruf, der mich ganz sicher unglücklich gemacht hätte.

War der Beruf des Schriftstellers die Alternative?

Glücklich sein war die Alternative. Das ist eine Kategorie, die mich interessiert. Da mache ich keine Kompromisse. Ob ich arm oder reich bin, das ist mir nicht so wichtig. Aber ich möchte das Gefühl haben, dass ich etwas tue, was mir sinnvoll vorkommt, wo ich Talent und in irgendeiner Form ein Glücksgefühl habe. Ich finde, man sollte die Menschen dazu ermuntern, das Glück ernst zu nehmen.

Sie haben es aber nicht auf das Glück ankommen lassen, sondern haben Germanistik studiert und sind später ans Leipziger

Literaturinstitut gegangen.

Bei mir gab es zwei Ideen, die ich verfolgt habe. Ich wollte schreiben und ich wollte Klavier spielen. Beides ist nach wie vor in meinem Leben. Wenn ich mir in einer Pension ein Zimmer nehme, dann gibt es da immer dieses Formular, in das man seinen Beruf eintragen muss. Seit ein paar Jahren schreibe ich dort hinein, dass ich Schriftsteller bin, ich könnte aber genauso gut „Klavierspielender“ schreiben, denn das mache ich auch. Ich finde, wenn man etwas macht, dann ist man das ja auch.

Spielen Sie schon lange Klavier?

Sehr lange. Und dafür, wie lange ich es mache, spiele ich nicht besonders gut. Ich muss mich aber nicht messen mit solchen, die es wirklich können. Ich mache es aus Freude, Lust und Liebe.

Haben Sie beim Schreiben mehr Druck von außen? Es heißt immer, zum Schreiben braucht es Disziplin.

Disziplin braucht es schon, aber ich habe das Gefühl, dass ich auch schreiben muss. Momentan z.B. habe ich eine faule Phase, dennoch arbeitet es in mir, und ich schreibe täglich, wenn es auch nur Notizen sind. Ich glaube, dass diese Phasen dazwischen auch wichtig sind, weil ich passiv etwas aufnehme. Sie dauern auch nicht sehr lange.

Führen Sie ein Notizbuch?

Ja. (*lacht*). Das ist schon fast eine Krankheit, denn ich werde unruhig, wenn ich das Notizbuch nicht dabei habe. Es ist die Angst, einen Gedanken zu verlieren. Bei „Steiners Geschichte“ bin ich oft mitten in der Nacht aufgestanden, um mir Notizen zu machen. Ich ärgere mich, dass ich mir nicht vertrauen kann,

einen Gedanken über Nacht zu behalten. Hinzu kommt, dass ja auch nicht jeder Gedanke, den man im Kopf hat, so großartig ist. Dennoch ist vieles aus solchen Notizen entstanden.

Ich gehe auch gerne mit einer Frage spazieren. Beim Gehen beginnen die Figuren im Kopf zu arbeiten, man braucht ihnen nur noch zuzuschauen, wie sie sind und handeln. Das ist fast unheimlich, weil die Figuren über Jahre zu Bekannten werden. Es gibt diesen magischen Moment, wo die Figuren vom Schriftsteller den Raum fordern, wo sie lebendig werden, fast außer Kontrolle geraten. „Steiners Geschichte“ habe ich als Erzählung begonnen, ich dachte, vielleicht werden das 40 Seiten. Dann gab es aber so viel zu erzählen und die Figuren haben Platz gebraucht. Den habe ich ihnen gelassen. Bei Diskussionen taucht manchmal die Frage auf, welche Funktion eine bestimmte Figur hat, z.B. „der Freund“ in „Steiners Geschichte“. Aber ich denke, wenn ein Mensch in mein Leben tritt, dann frage ich auch nicht, welche Funktion der jetzt in meinem Leben hat. So lebe ich nicht, und so schreibe ich nicht.

Viele Schriftsteller sagen: Der Autor wird zum Medium. Die Dinge passieren, und man schreibt sie auf.

Ja, die Geschichte schreibt sich ab einem bestimmten Moment von selbst.

Machen Sie sich, bevor Sie zu schreiben beginnen, ein Konzept?

Ein Grundgerüst gibt es immer, noch bevor ich den ersten Satz niederschreibe. Es ist nicht mein Weg, ins Blinde hinein zu schreiben, die Gefahr sich zu verlieren ist groß. Es gibt ja auch den Leser und der möchte verstehen,

was man ihm erzählt. Wenn man den ignoriert, dann geht der irgendwann wieder weg.

Sie verwenden eine klare Sprache und sind gleichzeitig ein sehr atmosphärischer Erzähler. Die Sprache erzeugt Bilder. Wie lässt man das Kino im Kopf des Lesers entstehen? Vieles passiert dadurch, dass man etwas weglässt und dem Leser Platz gibt. Wenn man versucht etwas genau zu beschreiben, braucht es nicht unbedingt viele Details. Es genügt, wenn man eine Situation oder ein Gefühl anspielt, etwas, was der Leser kennt. Es ist nicht wichtig, dass der Leser das gleiche Bild hat, das ich als Autor habe. Wenn ich das will, sage ich es im nächsten Satz. Man muss wissen, wann es reicht. Gefühle oder Atmosphären entstehen zu lassen ist oft eine Frage der Sprachverwendung. Man muss versuchen an die Sinne zu kommen. Nicht nur visuell beschreiben, sondern Geräusche und Gerüche einbauen. Es ist ein Unterschied, ob ich sage: Er zieht sich ein Hemd an, oder: Er streift sich ein Hemd über. „Anziehen“ ist zu allgemein, beim „Überstreifen“ höre ich ein Geräusch. Es gibt viele Wörter, wo man beim Lesen etwas fühlt. Wenn das richtige Wort fehlt, kann man ja im Wörterbuch nachsehen. Man lernt auch Wörter kennen, weil man sie woanders liest, man stolpert im Roman eines Kollegen über ein Wort, das man in dieser Verbindung faszinierend findet. So etwas notiere ich mir dann.

Sie sind also immer mit Sprache beschäftigt?

Ja, auch im Alltäglichen. Ich merke, ich werde sensibler mit den Jahren. Dadurch fällt es mir immer schwerer mit Menschen



umzugehen, die eine hässliche Sprachverwendung haben oder abgenutzte Metaphern verwenden. Wenn sprachlich gar nichts funktioniert und alle Bilder schief sind, hört man oft: Du weißt eh, was ich meine. Natürlich weiß man es, aber das reicht nicht, es bleibt im Allgemeinen. Man will dem Bild folgen und den Gedanken, der dahinter steht, begreifen. Bei einer guten Metapher kann man das Abstrakte im Konkreten erkennen. Oft hört man auch Formulierungen, die schnell dahingesagt und mit einem „So habe ich es nicht gemeint“ wieder zurückgenommen werden. Als 2008 die Finanzkrise war, habe ich mit dem Vermieter einer Pension gesprochen, er hat gesagt: Wenn ich mitreden könnte, würde ich die alle an die Wand stellen. Ich weiß natürlich, dass er die Verantwortlichen nicht wirklich erschießen wollte, aber dieses Bild ist mir solch ein Gräuel gewesen und haften geblieben. Ich finde, wenn etwas ausgesprochen ist, da ist schon etwas passiert.

Man sagt ja, Kriege werden mit Worten vorbereitet und nicht mit Waffen.

Genau. Das gilt für viele Bereiche, auch für die Politik. Man kann z.B. nicht rassistische Dinge sagen und behaupten man sei kein Rassist.

Es gibt die These, dass Denken und Sprache eins sind. Dennoch: Gibt es nicht Erinnerungen an z.B. Gerüche, Gedankenbilder, denen man sich durch Sprache bloß annähert?

Sind Gerüche ein Gedanke – das ist eine seltsame Frage. Erinnern kann man sich schon ohne Gedanke. Die Erinnerung an einen Geruch setzt man mit etwas in Verbindung, das ist ein Gedanke und somit wieder Sprache.

Kommt es vor, dass Sie Texte, die Sie geschrieben haben, wegwerfen?

Ja, oft. Ich habe einen Ordner in meinem Computer angelegt, der heißt: Friedhof. Da sind alle Texte drinnen, die unrettbar sind. Ich will sie nicht löschen, weil es gut ist, wenn man sieht, was mal war.

Ich habe mal vier Jahre an einem Roman geschrieben und gemerkt, dass ich in eine Sackgasse geraten bin, dass die Grundidee nicht funktioniert. Ich bin mehrere Nächte danach aufgewacht mit dem Gefühl des größten Liebeskummers. Ich hatte das Gefühl, dass etwas, was mich über eine lange Strecke begleitet hat, komplett zu Ende ist. Es ist ein bisschen wie eine Trennung von einem Menschen, mit dem es einfach nicht geht. Das klingt jetzt tragischer, als es ist, denn nach einigen Tagen der Qual folgt die Erleichterung, und es ist plötzlich wieder Platz für Neues da.

Beim Schreiben involviert man sich. Wie gelingt es Ihnen, einen objektiven Blick auf das Subjektive zu bewahren?

Sie sprechen etwas Schwieriges an, denn es gibt diese Blindheit, die man dem eigenen Text gegenüber hat, solange man drinnen steckt. Es tut dem Text gut, wenn man ihn eine Zeit lang in Ruhe lässt, damit man die Möglichkeit hat, ihn als Leser und nicht als Schreiber zu betrachten. Für mich ist es auch wichtig, dass ich meine Texte ausdrücke. Solange sie digital sind, sind sie noch nicht da.

Wie ist der Abschied von einem Buch, das man fertiggeschrieben hat?

Traurig. (*lacht*). Ich war wirklich traurig an dem Tag, an dem das Buch erschienen ist. Die Leute haben mir gratuliert, aber für

mich war es ein Abschied.

Der Erfolg eines Buches ist nicht vorhersehbar.

Das ist abhängig von vielen Zufälligkeiten. Man kann es nicht beeinflussen. Natürlich bin auch ich nicht ganz frei davon mir zu wünschen, dass es gut ankommt. Dennoch denke ich, dass es für einen Schriftsteller gut ist, sich auf das Schreiben zu konzentrieren. Ich bin nicht gut im Verkaufen, daher bin ich froh, dass es andere für mich machen. Ich würde am liebsten allen das Buch schenken.

Das Schreiben und das Verkaufen stehen für mich in solch einem Widerspruch. Ich habe einen Freund, der ist Buchhändler, und wenn er mir mitteilt, wie viele Exemplare er verkauft hat, dann will ich das gar nicht hören, es tut mir nicht gut, egal,

ob es viele oder wenige Bücher waren. Natürlich sehe ich ein, dass all die Arbeit an einem Buch honoriert werden muss, ich selbst lebe davon. Auch der Verlag, das Lektorat, das Cover, all die Leute, die zuständig sind, dass ein Buch entsteht, gehören natürlich entlohnt, das verstehe ich, das ist gut so. Aber wenn ich beim Schreiben daran denken würde, dass mein Buch viel Geld bringen soll, würde mir das meine Freiheit nehmen.

Führen Sie mit Ihrem Beruf als Schriftsteller ein Leben in absoluter Freiheit?

Ich lebe ein freies Leben. Für die absolute Freiheit müsste ich eine unendliche Menge Geld zur Verfügung haben. Und die Unsterblichkeit. ☺

Zur Person Constantin Göttfert

Geboren 1979 in Wien

Studium der Germanistik und Kulturwissenschaft an der Universität Wien, sowie am Deutschen Literaturinstitut Leipzig

Werke:

- Holzung. Kurzgeschichten. Arovell Verlag, 2006
- In dieser Wildnis. Erzählungen. Poetenladen Verlag, Leipzig 2010
- Satus Katze. Roman. C. H. Beck, München 2011
- Detroit. Erzählung. Textem Verlag, 2012
- Steiners Geschichte. Roman. C. H. Beck, München 2014

Preise und Stipendien: (Auswahl)

- Stipendiat am Klagenfurter Literaturkurs 2008
- Nominierung zum Hotlist Award
- Aufenthaltsstipendium des Literarischen Colloquiums Berlin 2011
- Startstipendium des BMUKK 2011
- Aufenthaltsstipendium der Stiftung Künstlerdorf Schöppingen 2014
- Projektstipendium des Bundeskanzleramtes Wien 2014/2015
- Heinrich Heine Stipendium 2015
- Steiners Geschichte ist in der ORF-Bestenliste August 2014

www.constantin-goettfert.at

Auszug aus „Steiners Geschichte“, C.H.Beck 2014

Heimat. Es war ein Wort, das in Inas Familie immer Widersprüche aufwarf. Ein Wort, unter dem Ina sich nichts vorstellen konnte. Sie sagte wohl, dass Österreich ihre Heimat sei, aber sie sah doch bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr täglich an den Wappen und Fahnen, die in ihrer Küche hingen, dass das nicht ganz stimmen konnte. Sie war Österreicherin, behauptete sie. Steiner hingegen erschien ihr als Slowake, was er - darauf angesprochen - energisch zurückwies. Er sei kein Slowake und kein Österreicher. Zuletzt hatte er behauptet, Deutscher zu sein, obwohl er nie in seinem Leben in Deutschland gewesen war. Das Wort Heimat war Ina verhasst. Sie verstand es nicht. Es war ein Wort, das sie hauptsächlich in der Negation kennengelernt hatte, in der Aussage Steiners, dass es keine Heimat mehr gebe. Steiner streckte die Hand aus und deutete über die March: ja, dort drüben, im Kommunismus, habe es eine Heimat gegeben, aber sie war unerreichbar; die Großmutter: unsere Heimat wurde gestohlen. Und das hier, wo sie lebten, in diesem Dorf an der March, konnte nie Heimat werden. Nicht in Jahrzehnten. Die Steiners hatten über Jahrhunderte hinweg östlich der March gelebt. Es könne unmöglich sein, dass sie jetzt westlich der March lebten. Das war einfach nicht möglich. Ina löffelte, während sie erzählte, und später ging

sie an den Herd zurück, um sich neuen Grießbrei zu kochen. Sie war keine so gute Köchin, sie hasste es zu kochen. Sie ließ das Handy einfach neben dem Herd liegen, während sie den Schneebesen vom Haken und die Milch aus dem Kühlschrank nahm. Später fasste sie wieder danach. Steiner sei mit seiner Familie hierher gekommen und habe sofort alles Österreichische abgelehnt und alles Slowakische abgelehnt und habe immer wieder nur gesagt, dass es keine Heimat gebe, dass er und seine Familie, also auch Ina, keine Heimat habe. Wir haben keine Heimat mehr, habe er immer wieder betont, auch nicht nach Jahren, auch nicht nach Jahrzehnten. Heimat, das ist dort drüben, hinter dem Eisernen Vorhang, das ist dort, wo man nicht hingelangen kann, nicht weit, aber doch unendlich weit. Und würde man tatsächlich nach Limbach gehen, wäre das eines Tages möglich, habe Steiner gesagt, wäre es doch keine Heimat mehr. Die Heimat - das gibt es nicht mehr. Es gibt ein Haus und einen Hof und einen Kartoffelacker, wusste Ina, und Weinberge und eine Kirche und Birkenwälder und die Ruinen einer alten Burg, aber das alles zusammen sei trotzdem keine Heimat mehr. Es sei ganz einfach nicht mehr dasselbe. Als Ina acht Jahre alt war, verschwand der Kommunismus. In der Schule hörte sie davon. Man hätte denken sollen, dass die Samtene Revolution im Hause Steiner bejubelt wurde. Völlig unblutig verschwand der Kommunismus

innerhalb weniger Wochen. Die Grenzen wurden geöffnet, und Verwandte, die sich jahrzehntelang nicht gesehen hatten, fielen einander in der Mitte einer Pontonbrücke in die Arme. Man hätte denken können, auch Steiner würde jetzt diese verlorene Heimat aufsuchen, nachsehen, was aus dem Haus geworden war. Auch Steiner würde Bekannten in die Arme fallen. Aber niemand freute sich im Hause Steiner. Ina verstand das nicht. Man hätte die Grenze nun sehr leicht passieren können, an einem Wochenende über die March, und nachsehen, auf eine Suppe ins Wirtshaus in Bösing, durch die Gassen der Kindheit gehen, sich an einem Frühlingstag unter die blühenden Marillenbäume legen, sofern es die dort noch gab, sogar diesen Hof wieder kaufen, zurückkaufen, was Jahrhunderte in Familienbesitz gewesen war, mit den heutigen Besitzern des Hofes einen guten Preis aushandeln und zurückkehren. Das Seltsame war nur, dass niemand auf diese Idee kam. Steiner nicht und seine Frau nicht und natürlich auch Inas Vater nicht. Die Limbacher Fahne blieb weiter in der Küche hängen, die Pelztracht wurde abgestaubt, sonntags die Tischdecken mit den eingestickten Weinreben aufgedeckt, das Sonntagsgewand angelegt, das Porzellangeschirr aufgetischt, der Ölguglhupf gebacken. Niemand wäre auf die Idee gekommen, über die March zu gehen. Im Gegenteil: Nach der anfänglichen Freude über das Ende der

Unterdrückung und der kommunistischen Gefahr nahm Steiner bald mit den anderen Österreichern, die hier alle Prohaska und Suchy und Pokorny und Minkowitsch und Konecny hießen, diese Öffnung als Gefahr wahr. Jetzt kommen die von drüben! hieß diese Gefahr. Jetzt werden sie sehen, wie wir leben, jetzt werden sie wie wir leben wollen. Jetzt werden sie alles haben wollen, wie wir es haben. Und noch deutlicher: Jetzt werden sie bei uns einbrechen. Und auch Steiner, der nach der Vertreibung selbst jahrelang als Flüchtling in einem österreichischen Flüchtlingslager gelebt hatte, der jahrelang ein Staatenloser gewesen war, schimpfte, dass der Staat nun zu viele Flüchtlinge aufnehme, die nichts als Probleme machten, und dass man die loswerden solle, „egal wie“. Steiner war die ersten 26 Jahre seines Lebens slowakischer Staatsbürger gewesen. Aber als im Sommer 1990 die ersten Pläne für eine Brücke über die March gemacht worden waren, sprach auch er plötzlich davon, dass jetzt die Slowaken kommen würden. Er überlegte, sich einen Hund anzuschaffen und eines Tages, sagte Ina, habe er das alte Gatter, das bis dahin das Grundstück begrenzt hatte, durch jenen hohen, palisadenartigen Holzzaun ersetzt, den ich selbst gesehen hatte. Die Menschen hatten jetzt nicht mehr vor den Soldaten am gegenüberliegenden Marchufer Angst, sondern vor den Zivilisten, die dort lebten.